



HORST GORSKI

Selbst glauben!

ANSTIFTUNG ZU EINER
LEBENSKUNST FÜR
HERAUSFORDERNDE
ZEITEN



Inhalt

Vorwort.....	7
--------------	---

A. Glaubenserfahrungen im Dialog

Eine etwas andere Biografie	11
Das Einssein mit der Welt – Eine Urerfahrung	19

B. Selbst glauben

Theologie als Traumdeutung: Die Entstehung und Entfaltung der Theologie	27
Die Kirche als Erzähl- und Verstehgemeinschaft.....	49
Jesus Christus – Der erlöste Mensch – Das Reich Gottes. Eine Annäherung	69
Gefeierter Glaube – Der Gottesdienst	90
Ringens um Glaube und Wahrhaftigkeit.....	108
Wie das Verweilen bei einem Freund	124
Vertrauen in der Krise – Das Böse als Anfechtung.....	131
So viele Christentümer!	147

C. Selbst urteilen

Selbst denken, selbst urteilen	157
Gelebte Liebe – Diakonie	174
Friedensethik auf dem Prüfstand	185
Kirche in der demokratischen Gesellschaft	198
Flucht und Migration – Ein Kompass gesucht	213
Was ist genug? Die Herausforderung einer nachhaltigen Lebensweise	228
Freiheit und Verantwortung in der digitalen Welt	242
Freiheit, Diversität und Vielfalt	256
Selbstbestimmung und Verantwortung am Lebensanfang und Lebensende	282

D. Wie es werden könnte

Glaube in der (nächsten) Gesellschaft	315
Der Tod und was wir danach erhoffen	325
Literatur	345
Anmerkungen	353

Vorwort

Manchmal kommen wichtige Impulse, sich selbst zu entdecken, von außen. So ist es mir mit diesem Buch ergangen. Als Diedrich Steen – Theologe, Lektor und Programmleiter beim Gütersloher Verlagshaus – im Frühjahr 2023 zusammen mit seiner Kollegin Dr. Renate Hofmann mit der Idee auf mich zukam, ein Buch über den christlichen Glauben zu schreiben, war ich überrascht, habe aber schnell zugestimmt, weil ich dachte: Klar, dazu habe ich etwas zu sagen. Schließlich habe ich genug Berufserfahrung gesammelt als Pastor zweier Gemeinden, als Propst eines Kirchenkreises in Hamburg und zuletzt als Vizepräsident im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und Amtsbereichsleiter der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD). Doch was für ein Buch es werden würde, wie sehr es mit meiner Person zu tun haben, meinen Zugang zum Glauben und meine Art, mit anderen im Dialog zu sein, widerspiegeln würde, das wurde mir erst nach und nach während des Schreibens klar. Jetzt erst erkannte ich auch: Diedrich Steen hat dieses Buch von vornherein ungefähr so vor seinen Augen gesehen, weil er mich kannte und mir zugetraut hat, dieses Buch so und nicht anders zu schreiben. Einen solchen Impuls zu bekommen ist ein ganz besonderer Glücksfall!

Dies ist kein Nachschlagewerk, sondern eine Biografie eigener Art. Eine Biografie, in der fast keine biografischen Daten enthalten sind, die aber in der Auswahl und der Art der Durchdringung der Themen eine Zusammenfassung von gut vier Jahrzehnten als glaubender und denkender Christ und Theologe darstellt. Im Grunde habe ich nur eingesammelt, was aus vier Jahrzehnten ir-

gendwo in Herz, Geist und Sinnen abgelegt war, und es von dem Ort aus, an dem ich heute stehe, reflektiert. Und dieses »Heute« wandert von Tag zu Tag mit. So stehen die Erfahrungen in einem fortwährenden Dialog mit der Gegenwart. Auf die Zukunft bin ich neugierig und frage mich, wie ich dieses Buch ein Jahr später wohl schreiben würde.

Zur Art der Durchdringung gehört der Dialog mit anderen. Schon als Gemeindepastor ging es mir nicht allein oder in erster Linie darum, meine Glaubensansichten zu verbreiten (wiewohl ich immer mit Leidenschaft gepredigt habe), sondern darum, durch Predigtvor- und Nachgespräche, Glaubensseminare und Gottesdienstprojekte andere Menschen dazu zu motivieren, sich selbst eine Meinung zu bilden und auch selbst Gottesdienst zu feiern. Dieser »rote Faden« hat sich durch alle Berufsstationen durchgezogen. Im Kirchenamt der EKD war es das Schönste, mit den vielen klugen Kolleginnen und Kollegen diskutieren zu können. Dieser »rote Faden« bestimmt auch den Charakter dieses Buches, dem es nicht auf die Weitergabe meiner Positionen ankommt, sondern darauf, in das Durchdringen von theologischen und ethischen Denkmustern und Methoden mit hineinzunehmen. Gerade diese Methode ist für mich Ausweis einer klaren liberalen und der europäischen Aufklärung verpflichteten Haltung. Glücklicherweise bin ich, wenn die Leserinnen und Leser bei der Lektüre für ihre eigene Auseinandersetzung mit Glaubensfragen und deren Relevanz für das Leben und seine aktuellen Herausforderungen Anregungen bekommen.

Theologie ist kein museales Ausstellungsstück, und die Kirche ist kein Museum. Theologie war und ist nie fertig. Sie hat ihren Ausgangspunkt in der Verarbeitung des Todes Jesu genommen, der

für seine Gefährtinnen und Gefährten eine Katastrophe und der Zusammenbruch all ihrer Hoffnungen war. Dieses Trauma zu verarbeiten und zu verstehen ist der Beginn der christlichen Theologie. Von da ausgehend war Theologie immer eine Art »Traumdeutung«, nämlich die Verarbeitung zutiefst hoffnungsvoller oder traumatisch geplatzter Träume. Krisen und Umbrüche in der Gesellschaft, Kriege, Naturkatastrophen und Epidemien haben bisherige Glaubensüberzeugungen infrage gestellt und das Weiterdenken angeregt und eingefordert. Aus diesem Blickwinkel lese ich auch den Untertitel des Buches »Anstiftung zu einer Lebenskunst für herausfordernde Zeiten«. Man kann ihn auch aus einem anderen Blickwinkel lesen, und dieser Blickwinkel liegt im ersten Augenblick vielleicht sogar näher: Hat der Glaube denn in so herausfordernden Zeiten wie unseren überhaupt noch etwas beizutragen, oder wird er nicht immer stärker widerlegt durch die Säkularisierung unserer Welt, durch Unfrieden, Gewalt, Spannungen, aber auch durch die Vernunft und Zweckrationalität, wie sie unser Denken heute bestimmen? Meine Blickrichtung ist umgekehrt: Durch die Herausforderungen unserer Zeit wird der Glaube sich verändern, wie er sich *immer* insbesondere in Krisenzeiten verändert hat. *Das ist seine Stärke, damit stiftet er Hoffnung und Mut.* Diese Veränderung geschieht aber nicht von alleine – wenn auch nach meiner Überzeugung im Hintergrund Gottes Geist wirkt –, sondern sie wird errungen und gestaltet von Menschen, die sich auf diesen Weg einlassen. Dazu soll dieses Buch eine »Anstiftung« sein.

Für fachliche Hinweise, Austausch und guten Rat danke ich Dirk Ahrens, Nils Christiansen, Johann Hinrich Claussen, Johannes Goldenstein, Ruth Gütter, Frank Hofmann, Alexander Höner, Martin Illert, Thomas Kärst, Michael Kempkes, Roger Mielke, Rasmus Nagel, Katarina Weilert und Tobias Woydack.

Darüber hinaus danke ich den vielen Weggefährtinnen und Weggefährten über mehr als vier Jahrzehnte, mit denen ich im Austausch über theologische Fach- oder Lebensfragen stand und die mich oft genug auch kritisch hinterfragt, immer aber unterstützt und ermutigt haben. Diedrich Steen danke ich außer für den Impuls zu diesem Buch, für seine außerordentlich sorgfältige und ermutigende Begleitung wie auch für seinen kritischen Blick. Dem Verlag danke ich für die konstruktive und effektive Zusammenarbeit.

Hamburg, am Reformationstag, dem 31. Oktober 2024

A. Glaubenserfahrungen im Dialog

Eine etwas andere Biografie

Fragen und Gespräche haben mich herausgefordert

»Herr Pastor, glauben Sie an die Auferstehung?« Als ich mich im Frühjahr 1988 auf eine Pfarrstelle in der Kirchengemeinde Hamburg-Iserbrook bewarb, wurde ich in der Gemeindeversammlung so gefragt. Ich bekam einen Schreck. Ich war auf diese Frage nicht vorbereitet. Noch gab es ja den Streit um Rudolf Bultmann und seine existenziale Deutung des Evangeliums. Das Schlagwort hieß: Jesus Christus ist »ins Kerygma« – also in die Verkündigung – auferstanden. Den einen war dies der Ausweis einer zeitgemäßen, vernünftigen Bibelauslegung. Den anderen war es die Preisgabe der Wahrheit. Nun, ich sortierte meine Gedanken und sagte: »Ja, ich glaube an die Auferstehung.« Aber meine Antwort ging mir noch lange nach. Ich fragte mich: Hast du ehrlich geantwortet oder strategisch? Oder war es vielleicht so, dass ich mit meiner Antwort mir selbst ein wenig voraus war? Denn manchmal ist das, was wir behaupten, mehr als das, wovon wir tatsächlich überzeugt sind. Und doch schwindeln wir nicht, sondern verändern so unsere innere Haltung und Überzeugung. Ich bin überzeugt, ich habe ehrlich geantwortet. Ich glaube an die Auferstehung.

Welche Antwort der Fragesteller oder die Gemeindeversammlung erwarteten, weiß ich bis heute nicht. Da mein Vorgänger die Gemeinde mit liberaler, aufgeklärter Theologie vertraut gemacht hatte, ist es nicht gesagt, dass ein Statement gegen Bultmann erwartet wurde. Vielleicht wurde, egal wie, einfach eine ehrliche Antwort erwartet. Die hatte ich gegeben, zum Glück und intuitiv. Ich wurde gewählt.

Während meiner Jahre als Gemeindepastor und später als Propst eines Kirchenkreises sprachen mich zahllose Male Menschen ungefähr so an: »Herr Pastor, ich hab ja auch meinen Glauben. Aber ich glaube nicht so, wie Sie das müssen.« Meine Rückfrage: »Was meinen Sie denn, wie ich glauben muss?« »Na ja, dass die Welt in sieben Tagen entstanden ist. Und das mit der Jungfrauengeburt und der Himmelfahrt und so.« Manchmal waren solche Dialoge der Anfang längerer Gespräche, in denen ich – zur Überraschung meines Gegenübers – erklärte, dass ich das auch nicht glaube. Hin und wieder stand am Ende die überraschte Feststellung des anderen: »Das ist ja interessant, Herr Pastor, dass Sie ungefähr dasselbe glauben, was ich auch glaube. Ich dachte, die Kirche glaubt ganz anders und Sie müssten das ja von Berufs wegen tun.«

Niemand muss den Verstand an der Kirchentür abgeben

Diese wirklich erlebten, für mich biografisch aber zugleich symbolisch verdichteten Situationen beschreiben die Pole, zwischen denen ich mich mein Berufsleben lang bewegt habe. Dabei waren die Gespräche, die ich mit anderen geführt habe, immer auch Gespräche mit mir selbst. Denn ich muss auch mir, wenn ich ehr-

lich sein will, Rechenschaft darüber geben, warum ich an die Auferstehung glaube, aber nicht, dass die Welt in sieben Tagen geschaffen wurde. Was ich als »aufgeklärten Glauben« verstehe und zu vermitteln versuche, ist alles andere als neu. Salopp gesagt, ist aufgeklärter Glaube gute 300 Jahre alt, es gibt ihn seit den Anfängen der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert. Seit über 300 Jahren wird die Vermittlung von Glaube und Vernunft, Theologie und Naturwissenschaft an den Universitäten gelehrt und von den Kanzeln gepredigt. Aber selbst unter regelmäßigen Kirchgängern ist dieser Glaube nicht Allgemeingut. Hartnäckig halten sich vormoderne und aus meiner Sicht völlig unangemessene Bilder dessen, was Glaube ist oder woran »die Kirche« glaubt.

Man muss die Vernunft nicht an der Kirchentür abgeben, um ein glaubender Christ, eine glaubende Christin zu sein. Wenn es anders wäre, könnte ich nicht Pastor und Theologe sein. Für mich gab es keinen anderen Weg als den einer *liberalen Vermittlungstheologie*, weil ich einerseits immer von der unmittelbaren und intuitiven Gewissheit der Existenz Gottes überzeugt war und weil ich andererseits nie bereit war, deshalb irrational zu werden oder ans »Supranaturale« zu glauben, sondern meiner Vernunft gefolgt bin.

Es ist ein Unterschied, ob man annimmt, dass Gott wie ein Handwerker die Welt in sieben Tagen geschaffen hat und in die Naturgesetze eingreift (supranatural), oder ob man Gott als den Grund unseres Daseins versteht, der uns eine Seele gegeben hat, die sich nach ihm sehnt, und einen Verstand, der ihn sucht (transzendental). Wenn es jenseits der sichtbaren Welt nichts gäbe, bräuchte es theologisch keine »Vermittlung« zwischen irgendetwas. Vermittlungstheologie braucht es, weil und insofern eine Wirklichkeit

jenseits dieser sichtbaren Welt existiert und weil und insofern der Mensch ein glaubendes *und zugleich* denkendes Wesen ist. »Liberal« ist diese Theologie – wohl als logische Folge –, weil eine Theologie, die den glaubenden, denkenden, zweifelnden und verzweifelnden Menschen mitreflektiert, nicht dogmatisch sein kann: Sie kommt nicht »von oben« zu allgemeinen Urteilen, wie die Menschen zu leben haben, sondern betrachtet den Menschen, und zwar jeden einzelnen Menschen, im Lichte Gottes. Diese Theologie kann gar nicht anders, als gegenwarts- und konfliktsensibel für den Einzelfall zu sein.

Raus aus der Schmutzdecke

Mir dieses Verständnis von Theologie zu erarbeiten war ein langer Weg, weil diese Art Theologie zu meinen Studienzeiten in der Schmutzdecke stand. Es gab nämlich Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts schon einmal eine liberale Vermittlungstheologie, und die war eng mit der bürgerlichen Kultur des Kaiserreichs verwoben. Man nannte sie »Kulturprotestantismus«. Diese Theologie vermittelte nicht nur zwischen Glaube und Vernunft, sondern war zugleich mit der bürgerlichen Kultur eine so enge Verbindung eingegangen, dass christliches Ethos und bürgerliche Wohlanständigkeit praktisch gleichgesetzt wurden. Die nötige Distanz zwischen Glaube und Kultur war weithin verloren gegangen. Aus dieser zu engen Vermischung heraus war es schwierig, zu den politischen Entwicklungen der Zeit den nötigen Abstand zu wahren. Viele Theologen dieser Couleur begrüßten auf diesem Hintergrund den Ersten Weltkrieg. So war es schlüssig, dass der Kulturprotestantismus mit der Niederlage und dem Ende des Kaiserreichs 1918 diskreditiert war und unterging.

Jetzt trat die »Dialektische Theologie« von Karl Barth auf die Bühne, die Theologie rein von Gott, dem »Ganz Anderen«, und seiner Selbstoffenbarung in Jesus Christus her dachte und jede Vermischung mit menschengemachter Kultur oder Religion ablehnte. Alles, was mit religiöser Erfahrung und Glaube als Lebensdeutung zu tun hatte, wurde verdächtigt, keine christliche Theologie zu sein. Zur Zeit des Nationalsozialismus bewahrheitete sich, wie wichtig es war, zwischen der Theologie einerseits und der Politik und Kultur andererseits streng zu unterscheiden und zum nationalsozialistischen Staat Distanz halten zu können. Deshalb wirkte der Impuls der Dialektischen Theologie lange nach, auch noch zu meinen Studienzeiten in den 1970er-Jahren. Doch so richtig die Betonung der Distanz zwischen Gott und Welt ist, so einseitig war diese Perspektive. Die Lebensrelevanz des Glaubens drohte verloren zu gehen, seine Deutungskompetenz für das Leben unsichtbar zu werden. Es bedurfte vieler Jahrzehnte, bis eine neue liberale Vermittlungstheologie entstehen und akademisch Fuß fassen konnte, die mit Theologen wie z. B. Falk Wagner, Hans-Joachim Birkner, Trutz Rendtorff oder Ulrich Barth verbunden ist.

Wer glaubt, hat eine Haltung in der Welt

Für einen solchen, vermittelnden Ansatz gehört es konsequenterweise dazu, theologische Fragen und die gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart gemeinsam in den Blick zu nehmen und aufeinander zu beziehen. So entsteht Glaube als eine *Lebensform*. Und weil *Glaube als Lebensform* Übung und Einübung braucht, kann man auch sagen: Es entsteht eine *Lebenskunst*, als Haltung, als Praxis.

Glaube als Lebenskunst verstehe ich als eine Praxis, eine Haltung, sich in das Reich Gottes zu stellen, das Jesus angekündigt hat und das auf geheimnisvolle Weise schon da ist und doch erst am Ende der Zeiten vollendet wird. Diese Haltung macht einen Unterschied. Sie beginnt beim Aufstehen am Morgen. Sie hat damit zu tun, wie ich in den Spiegel gucke. Sie begleitet mich über den Tag mit seinen Aufgaben bis zum Schlafengehen. Wer glaubt, hat eine Haltung in der Welt.

Deshalb handelt dieses Buch von so unterschiedlichen Themen wie der Erfahrung der Berührung mit Gott, dem Gottesdienst, dem Gebet. Gleichzeitig von den Themen unserer Zeit, dem Leben in einer offenen, demokratischen Gesellschaft, dem Umgang mit Flucht und Migration, dem sorgsamem Umgang mit der Schöpfung, dem Frieden in der Welt und existenziellen Fragen am Lebensanfang und Lebensende. Die Auswahl der Themen geht zurück auf meine Arbeit als Gemeindepfarrer, als Propst eines Kirchenkreises und zuletzt als Vizepräsident im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Sie ist also persönlich geprägt, trotzdem auch sachlich begründet.

Religiös und politisch zugleich – eine Biografie im Gespräch

Dies ist ein politisches Buch, weil es ein religiöses Buch ist.¹ Es lebt von meinen Erfahrungen, von meiner Praxis und von meinem Nachdenken über vier Jahrzehnte. Insoweit ist es zugleich ein persönliches Buch. Im Arbeitsprozess war es mir manchmal, als ob ich eine Biografie schreiben würde. Aber eine Biografie eigener Art, die die persönlichen Gedanken mit ihren Hintergründen so

in unsere Welt einzeichnet, dass es möglich ist, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und ins Gespräch zu kommen. Bei allen angesprochenen Themen geht es deshalb nicht um vordergründige Positionierungen, sondern um das Aufdecken und Mitdenken der Hintergründe und Tiefenstrukturen der Argumentationen. Wenn es denn gelingt, regt dieses Buch an, selbst zu glauben, selbst zu denken, selbst zu handeln und auch selbst zu zweifeln.

Was wir glauben, denken und tun, braucht Sprache. Eine eigene, angemessene Sprache zu finden hat mich mein ganzes Berufsleben lang beschäftigt. Ich bin nicht der kreative Erfinder immer neuer Sprachspiele und ästhetischer Wortzaubereien. Meine Stärke liegt eher in der Suche nach Präzision. Der Ausgangspunkt meiner Sprache ist die Beobachtung: Ich versuche, sowohl die inneren Bilder in meiner Seele wie auch die Welt um mich herum genau zu beobachten und dann so präzise wie möglich zu beschreiben und in den Dialog mit anderen einzubringen. Meine Hoffnung ist, damit bei anderen, auch bei den Leserinnen und Lesern, das Entstehen eigener Bilder und eine eigene Sprache anzuregen.

Kompetenz zur Deutung des Lebens

Dieses Buch ist aus einer Haltung liberaler Theologie geschrieben, die zwischen einer Erfahrung, die jedes Verstehen übersteigt, und dem vernünftigen Begreifen unserer Existenz zu vermitteln versucht. Sie versucht, das Versprechen einzulösen, dass der christliche Glaube eine Lebensdeutungskompetenz besitzt. Auch heute noch.

Was hat der Glaube uns Menschen dieser Zeit zu bieten, an Trost, Hilfestellung, Verstehen unseres Lebens und Bewältigung

von Krisen und Grenzerfahrungen, aber auch an Kritik, Distanz zu den Verführungen unserer Zeit? Hat er uns überhaupt etwas zu sagen? Wie entstehen aus dem Blickwinkel des Glaubens ethische Urteile für die komplexen Sachverhalte, in denen wir uns als Menschen dieser Zeit bewegen müssen? Wie können wir handeln? Diesen Fragen geht dieses Buch nach.

Das Einssein mit der Welt – Eine Urerfahrung

Ein Kind spielt versunken mit einem Kreisel. Bringt ihn in Schwung, schaut ihm zu, beobachtet seine Bewegungen, bewacht seinen Fall, richtet ihn auf, dreht ihn erneut. Es vergisst dabei Zeit und Raum. Die Eltern rufen, es hört nicht. Sie schauen nach ihm, wundern sich, freuen sich.

Ein Kind betrachtet einen Grashalm. Es sitzt im Garten auf einem Stück Rasen. Unzählige Grashalme wachsen dort auf kleinem Raum. Aber das Kind betrachtet einen bestimmten Grashalm, seine Farbe, seine raue Oberfläche, seine Ränder, das leichte Schwanken im Wind.

Erinnern Sie sich aus Ihrer eigenen Kindheit an solche Situationen, in denen Sie versunken waren im Spiel, in der Betrachtung, in einer Tätigkeit? Oder erinnern Sie sich, dies bei Kindern beobachtet zu haben?

Am Anfang, wenn wir als Kinder unsere Welt erkunden, erscheint diese noch als Ganzheit. »Ich« zu sagen lernen Kinder meist gegen Ende des 2. Lebensjahres. Erst nach und nach wird zwischen dem Außen und Innen, den Tatsachen und Menschen der Umwelt und der Person, die man selbst ist, unterschieden. Vom Standpunkt der Erwachsenen aus erscheint dieses frühe Stadium defizitär. Ein Kind kann »noch nicht« die Welt be-greifen und in Be-griffe fassen. Dieses defizitäre Stadium ist folglich zu überwinden, um zu einem denkenden Wesen mit klarem Bewusstsein für Innen und

Außen zu werden. Das ist einerseits richtig, weil diese Entwicklung zum Reifungsprozess des Menschen dazugehört. Blieben wir auf der Stufe des Kleinkindes stehen – was bedingt durch genetische Defekte oder Krankheiten vorkommt –, so blieben uns wesentliche Fähigkeiten des rationalen Handelns in der Welt verschlossen.

Es verengt aber den Blick auf die Tiefe menschlicher Wahrnehmungsmöglichkeiten, wenn man aus dieser Perspektive das frühkindliche Einssein mit der Ganzheit der Welt nur als etwas zu Überwindendes ansieht. Was uns von Hause aus mitgegeben wird, ist in Wahrheit ein großer Schatz, der gepflegt werden muss. Ob Menschen dies erkennen, hängt von der Brille ab, durch die sie die Welt sehen. Man kann nämlich auch sagen: Es handelt sich bei diesen Kindheitserfahrungen um die religiöse Urerfahrung schlechthin. Um die Erfahrung des Einsseins mit dem Grund unseres Daseins. Der Mythos von der Vertreibung aus einem Paradies, den die Bibel erzählt (1. Mose 2 und 3), hält in Form einer Erinnerung an den Anfang der Menschheit die Ahnung von einem Einssein mit Gott fest. Und den Schmerz darüber, dass dieses Einssein verloren scheint.

Von der Trivialisierung eines Schatzes

Es gibt in der theologischen Tradition viele Versuche, diese Urerfahrung zu beschreiben und ihr Namen zu geben. Am bekanntesten dürfte der Begriff der »Mystik« sein. Allerdings ist dieser Begriff durch eine bestimmte Festlegung belastet, nämlich so, dass mystische Erfahrungen nur etwas für ganz wenige Menschen seien, eben Mystiker, die außergewöhnliche Begabungen haben,

z. B. Visionen oder gar Schwebestände erfahren. Nichts also für den normalen Menschen. Doch das ist ein Irrtum. Mystik ist jedem Menschen zugänglich. Das Leben beginnt mit mystischen Erfahrungen des Einsseins!

Dorothee Sölle schreibt: »Solche Kindheitserlebnisse werden den Menschen in unserer Kultur mit einer schnell überwundenen Kindheit gründlich ausgetrieben! Wir erklären sie dann zu Spinnereien, wir privatisieren und banalisieren sie mit den beliebten Nichts-als-Formeln ... Einbildung, schlechte Verdauung, Überreizung etc. müssen herhalten, wir treiben sie unseren Kindern aus und zerstören sie zugleich in uns selber. Vielleicht ist die Trivialisierung des Lebens die stärkste antimystische Macht unter uns.«²

Ein anderer Theologe sei mit einer berühmt gewordenen Formulierung zitiert: Daniel Friedrich Ernst Schleiermacher (1768-1834) sprach von der Religiosität als einer »Provinz im Gemüthe« des Menschen. Der Mensch werde also mit einer natürlichen Anlage geboren, mit Gott in Verbindung zu treten. Ihm sei gewissermaßen eine Antenne für die Verbindung zu Gott angeboren. Das ist die Veranlagung zur Mystik.

Der Psychotherapeut und Meditationslehrer Karlfried Graf Dürckheim (1896-1988) hat für dieses Erlebnis des Einsseins, oder wie er sagt: »Nicht-Zwei«-Seins³, das schöne Wort »Seins-fühlung« geprägt. Wir sind als Kinder noch auf Tuchfühlung mit dem Sein, unserem eigenen Inneren, in dem Gott uns näher ist, als wir selbst uns sind. Wenn diese Urerfahrung nicht wertgeschätzt und gepflegt wird, kommt es dazu, dass Menschen »seinstaub«

werden.⁴ Was Sölle die Trivialisierung des Lebens nennt, nennt er die »Säkularisierung« des Lebens.⁵

Ich selbst muss ein oft in träumende Betrachtungen versunkenes Kind gewesen sein. Jedenfalls erinnere ich mich, dass diese Zustände kritisiert, d.h. trivialisiert und banalisiert wurden. Der Satz »Kind, träum nicht schon wieder ...« ist mir in guter Erinnerung, so als sei er mein täglicher Begleiter gewesen. Wie oft er tatsächlich gefallen ist, weiß ich nicht. Vielleicht haben sich einige wenige Situationen in der Erinnerung symbolisch verdichtet. Trotz – oder gerade wegen – der Kritik ist diese Erfahrung in mir lebendig geblieben.

Heute habe ich für diese Erfahrung ein Bild: Zwischen unserer sichtbaren und der unsichtbaren Welt existiert etwas wie eine Membran. Sie ist ganz dünn. In der Stille oder an besonderen Orten oder in besonderen Erlebnissen wird die andere Dimension dieser Welt durch diese Membran hindurch spürbar. Das sind Traummomente ganz eigener Art. Ich würde mich als »denkenden Träumer« (oder besser als »träumenden Denker«?) bezeichnen.

In neuester Zeit hat der Münchner Theologe Jörg Lauster in seinem Buch »Der Heilige Geist. Eine Biographie« dasselbe Phänomen als das »Rauschen der Welt« beschrieben.

Das Buch beginnt: »Das menschliche Dasein zeichnet aus, dass es sich in einer Welt ereignet, die nicht stumm ist. Aus der Welt steigt ein Rauschen auf, das den Menschen anspricht, fordert, schreckt und beruhigt. Das Rauschen kann in einer klaren Melodie hervorströmen,

es kann ruhig dahinfließen, es kann in einem plötzlichen Brausen hereinbrechen oder als ein dunkles Grollen das menschliche Welterleben fluten. Für dieses Rauschen hat das Christentum aus tiefer Vergangenheit eine Erklärung: Das Rauschen der Welt ist die Gegenwart des göttlichen Geistes.«⁶

Die Welt ist nicht stumm. Auf ihr Rauschen mit einer Resonanz in unserer Seele zu reagieren heißt, auf Tuchfühlung mit dem Sein, mit Gott, zu gehen.

Religiöse Erfahrung zwischen Kritik und Notwendigkeit

Es gibt nicht nur die Trivialisierung dieser Erfahrungen, es gibt auch eine dezidiert theologische Kritik daran. Karl Barth (1886-1968), von dessen »Dialektischer Theologie« schon im vorigen Kapitel die Rede war, kritisierte, der christliche Glaube werde hier gerade seiner Besonderheit beraubt, die in der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus besteht und im Menschen keinen »Anknüpfungspunkt« (also gerade *keine* »Provinz im Gemüthe«) habe. Vielmehr breche die Offenbarung des »Ganz-Anderen« unverfügbar in die Welt des Menschen ein. »Religion« sei menschengemacht, sie sei gerade der Gegensatz zum christlichen Glauben, den Gott gestiftet hat. Einer meiner Lehrer erklärte uns, ein guter Protestant habe »religiös unmusikalisch« zu sein. Etwas holzschnittartig gesagt: Glauben an die Offenbarung in Jesus Christus ja, religiöse Erfahrung nein.

Man kann diese Kritik aus ihrer Zeit heraus verstehen. Barth hatte die Unterstützung des Ersten Weltkrieges durch die Liberale Theologie erlebt. Er suchte nach einem theologischen Ansatz, der es ermöglichte, die konkrete politische und gesellschaftliche Situation kritisch und widerständig zu analysieren. Wie sie den Ersten Weltkrieg unkritisch begrüßt hatte, hatte die Liberale Theologie wenig Widerstandskräfte gegen Vereinnahmungen durch den Nationalsozialismus. Als Adolf Hitler sich anschickte, das »Dritte Reich« der Offenbarung zu gründen, sich selbst auf die »Vorsehung« berief, sekundierten ihm manche Theologen in der Weise, dass sie im Führer und in der Geschichte des deutschen Volkes Quellen der Offenbarung Gottes sahen. Dem widersprach Karl Barth. Am deutlichsten auf den Punkt gebracht hat er dies in der maßgeblich von ihm entworfenen »Barmer Theologischen Erklärung« von 1934, deren 1. These lautet:

»Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.«

Es ist wichtig, diese Perspektive mitlaufen zu lassen⁷, um religiöse Erfahrungen oder solche, die man dafür hält, nicht falsch zu deuten oder gar zu missbrauchen. Eine theologische Religionskritik ist bleibend wichtig, um die Widerständigkeit des Evangeliums gegen Verführungen und Vereinnahmungen des Glaubens zu bewahren. Der Blick auf Christus ist ein Deutungsrahmen, der

es ermöglicht, die eigenen Erfahrungen als echte Nähe zu Gott, nicht bloß als Einbildungen zu verstehen. Er klärt die Erfahrungen aber auch inhaltlich. Bloß versunken in meine religiöse Erfahrung könnte ich auf die Idee kommen, sie für mich zu genießen, ohne Verantwortung in der Welt zu übernehmen und hochmütig zu werden oder gar menschenfeindliche Positionen zu beziehen. Die Verbindung der religiösen Erfahrung mit der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus schiebt solchen Verirrungen einen Riegel vor. Aber umgekehrt fehlt unserem Leben ohne die religiöse Erfahrung – das ist meine Überzeugung – ein lebendiger Bezug zu seinem eigenen Grund, dem Geheimnis der Welt. Ohne religiöse Erfahrung wird der Glaube austrocknen. Mit den Worten Karl Rahners (1904-1984): »Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht sein.«

Die Fühlungnahme mit dem Grund unseres Daseins ins Gespräch bringen

Mich hat an meiner beruflichen Aufgabe, den Glauben ins Gespräch zu bringen, interessiert, die Menschen dieser Zeit auf ihren eigenen Ursprung anzusprechen, auf das Hören des Rauschens des Geistes, auf die Resonanzen, die das Leid anderer Menschen im Herzen hervorruft. Diese Resonanzen im Herzen sind der Vernunft nicht verschlossen. Deshalb ist die liberale Vermittlungstheologie diejenige, die mir am besten entspricht. Sowohl religiöse Erfahrung als auch der Gebrauch der Vernunft sind existenzielle Elemente des Menschseins. Auf das Sein, das Rauschen des Geistes Gottes, das Göttliche in mir zu horchen, mit ihm in Fühlung zu treten, ist nicht das Allheilmittel gegen alle menschlichen Leiden und politischen Gefährdungen unse-

rer Zeit. Die Fühlungnahme mit dem Urgrund unseres Lebens ins Gespräch zu bringen ist jedoch ein nicht unwesentlicher Beitrag, den der christliche Glaube leisten kann. Nicht mehr, aber auch nicht weniger wird hier versucht.

B. Selbst glauben

Theologie als Traumdeutung: Die Entstehung und Entfaltung der Theologie

Der Mensch als die sich selbst aufgegebene Frage

Eltern, die nach der Geburt ihren Säugling im Arm halten, voll der Freude über das Wunder neuen Lebens, fragen sich tief berührt: Was ist der Mensch? Woher kommt er? Wie kann Leben entstehen? Was wird auf diesen kleinen Menschen warten? Wer wird ihn behüten? Wie können wir unser Leben bestehen?

Ähnliche Fragen kommen am Grab eines geliebten Menschen auf: Was macht das Leben aus? Was ist Glück, Gelingen, Scheitern? Wohin gehen wir, wenn wir sterben? Gibt es etwas hinter der sichtbaren Welt? Gibt es einen Gott?

Es sind aber nicht nur die großen Einschnitte im Leben, die solche Fragen auslösen. Es können winzige Augenblicke im Alltag sein, in denen Menschen von Weltschmerz, Weltfreude oder Weltfragen überfallen werden. Ein Augenblick beim Warten an der Bushaltestelle. Ein Moment vor Beginn einer wichtigen Besprechung. Das Abgleiten der Gedanken mitten in einem Gespräch. Die Musik im Radio oder in der Konzerthalle. Überall können diese win-

zigen Momente auftreten. Manchmal huschen sie vorüber und sind wieder vergessen. Oder fast vergessen. Tage später tauchen sie in der Erinnerung wieder auf. Manchmal sind sie umstürzend. Ein winziger Augenblick, und das Leben ist verändert, fühlt sich anders an. Glück, Krankheit, Trauer und Krisen. Eben noch war ich gesund und bin meiner Arbeit nachgegangen. Dann die Diagnose: Krebs. Von einer Sekunde auf die andere ist alles anders. Der Boden unter den Füßen schwankt. Hat das alles Sinn, was ich tue? Warum stehe ich überhaupt morgens auf? Was treibt mich an? »Der Mensch ist die sich selbst aufgebene universale Frage« – dieser Satz des berühmten katholischen Theologen Karl Rahner begleitet mich seit dem Studium.

Theologie als Traumdeutung

Ich erinnere mich, dass mich ältere Pastoren damals gewarnt haben, das Theologiestudium könne meinen Glauben kaputtmachen. So sei es schon vielen gegangen. Wenn man erst die kritischen Fragen an die Überlieferung der Bibel und die vielen theologischen Meinungen kennen lernen würde, bliebe vom Glauben nicht viel übrig. Mir ist es umgekehrt gegangen. Ich habe es damals so empfunden, mich zum Glauben »hinstudiert« zu haben. Natürlich war schon vorher ein Glaube da, sonst hätte ich das Studium nicht begonnen. Aber er wurde vertieft. Und letztlich geht es mir bis heute so, dass mein Glaube sich immer weiter vertieft, je mehr ich über ihn nachdenke, auch wissenschaftlich. Wenn der Glaube mit der Seinsfühlung beginnt und also etwas gedankenverloren Träumerisches hat, dann ist die Theologie eine Art Traumdeutung.

Traumdeutung ist kein weltfernes Geschehen. Das Traumhafte der Berührung mit Gott wird erfahren und auf die Probe gestellt im alltäglichen Leben. Da bekommen unsere Träume Kratzer, sie können platzen und am Ende kann die Frage stehen, wo Gott überhaupt ist und ob denn die träumerische Berührung mit ihm bloß ein Irrtum war.

Begonnen hat die christliche Theologie mit einem zerplatzten Traum, dem Traum vom Reich Gottes. Es sollte mit dem Tod Jesu⁸ in Herrlichkeit kommen und diese Welt ablösen. Stattdessen erlebten die Jüngerinnen und Jünger den Schock, dass Jesus am Kreuz hingerichtet wurde. Statt der Herrlichkeit des Reiches Gottes ein schmähhlicher Foltertod. Alles schien sinnlos. Es gab ein böses Erwachen. Ein zerplatzter Traum musste gedeutet werden.

Ein Erwachen aus der Verzweiflung

Lukas berichtet so etwas wie eine »Urszene« der Theologie. Im 24. Kapitel seines Evangeliums erzählt er, wie zwei Anhänger Jesu niedergeschlagen von Jerusalem in ein kleines Dorf in der Nähe wandern, das Emmaus heißt. Da begegnete ihnen der auferstandene Jesus. Es ist für alle Berichte über Begegnungen mit dem Auferstandenen typisch, dass in ihnen offen und rätselhaft bleibt, ob ein Mensch aus Fleisch und Blut, sozusagen der wiederbelebte Körper, oder eine geistige Gestalt aufgetreten ist. Ob man den Körper anfassen konnte oder nicht, dazu haben die Evangelisten widersprüchliche Erzählungen aufgeschrieben. Auf dem Weg nach Emmaus jedenfalls erkennen seine Freunde ihn nicht sofort. Es heißt, ihre Augen wurden »gehalten«. Sie waren verblendet, ge-

blendet. Jesus geht ein Stück des Weges mit ihnen, fragt sie, warum sie so traurig sind. Sie erzählen ihm die ganze Geschichte bis zur Kreuzigung. »Wir aber hofften, er sei es, der Israel erlösen würde«, sagen sie ihm. Jesus erklärt ihnen, dass es schon in der Hebräischen Bibel⁹ Andeutungen gibt, dass der kommende Messias, also der »Gesalbte«, der Retter am Ende der Tage, zunächst leiden und sterben muss. Deshalb sollten sie nicht traurig sein. Am Ende der Welt werde sich zeigen, dass er es ist, der im Reich Gottes herrscht.

Von diesen Worten sind die beiden Männer so bewegt, dass sie ihn einladen, in Emmaus mit ihnen zu übernachten und zu Abend zu speisen. Jesus bleibt zum Essen, aber während sie das Brot brechen, verschwindet er vor ihren Augen. War ihnen doch kein echter Mensch begegnet? Hatten sie eine Vision? Das bleibt offen. Doch nun sind sie aus Erstarrung und Trauer befreit. Ihnen wird bewusst, wie sehr »ihr Herz brannte«, als sie mit diesem Fremden sprachen. Und ihr ganzer Kummer löst sich und sie verstehen jetzt, dass die Geschichte Jesu mit seinem Tod am Kreuz nicht zu Ende ist.

Dem bösen Erwachen aus einem geplatzten Traum folgte ein zweites Erwachen aus der Verzweiflung. Der Ursprung der Theologie liegt in diesem Raum zwischen erstem und zweitem Erwachen. So ähnlich erleben Menschen es auch in Krisen. Wenn eine Partnerschaft zerbricht oder uns eine schreckliche Diagnose erteilt, zerplatzt ein Traum von heilem Leben. Außer Verzweiflung scheint nichts mehr da zu sein. Wenn wir nach und nach Boden unter den Füßen zurückgewinnen, das Leben unter den neuen Bedingungen lebbar wird, ist es wie ein zweites Erwachen aus dem ersten. Gedanken, Planungen, vielleicht auch ein vorsichtiges Ver-

stehen werden wieder möglich. Aus einem solchen Prozess ist die christliche Theologie hervorgegangen.

Und immer wieder waren es Krisen, die die Theologie herausgefordert haben, neu zu denken: Gesellschaftliche und politische Umbrüche, Kriege, Epidemien. Dem bösen Erwachen aus der gewohnten, scheinbar heilen Welt folgten Verzweiflung, Ringen um ein Verstehen der Situation, ein Erwachen in einer veränderten Welt, ein neues Verstehen, ein neuer Sinn. So ist es bis heute. Eine lange theologische Tradition hat so getan, als gebe es unveränderbare Wahrheiten, theologische Dogmen, die man anzunehmen habe und die nicht infrage gestellt werden dürften. Doch Theologie war immer lebendig, hat sich mit den Herausforderungen der jeweiligen Zeit auseinandergesetzt und hat den Glauben neu durchbuchstabiert. Die Theologie ist kein Ausstellungsstück im Museum, sie lebt.

Theologie im Plural und von rückwärts

Die Theologie begann im Plural. Das Neue Testament berichtet, wie sie entstanden ist. Jesu Leben wird viermal erzählt, von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Das ist ein Hinweis darauf, dass jeder es aus seiner Perspektive und auch schon mit seiner Deutung der Geschehnisse darstellt. Die Erforschung des Neuen Testaments hat ergeben, dass der erzählerische Kern des Evangeliums in der Passionsgeschichte, also im Leidensweg Jesu am Ende seines Lebens besteht. Das bewegte seine Anhänger: Wie kann man verstehen, dass Jesus nicht am Ende als glorreicher König die Herrschaft über die Welt übernommen hat? Wie kann man verstehen, dass es drei Tage nach seinem Tod zu Be-

gegnungen mit ihm kam, die seine Anhänger – und jetzt auch ausdrücklich seine Anhängerinnen – zutiefst irritiert und aus der Bahn geworfen haben? Im Nachhinein fragten sich die, die Jesus gefolgt waren: Wer war das überhaupt? Es war doch bloß der Sohn eines Zimmermanns aus Nazareth. Wieso konnte er heilen? Wieso sind so viele Menschen ihm gefolgt? So wurden aus der Erinnerung Worte Jesu aufgeschrieben und Geschichten über Jesus erzählt. Über die Weise, wie er das Judentum, aus dem er kam, deutete, darüber, wie er Gleichnisse erzählte, über die Wirkung, die er auf Menschen hatte, die die Begegnungen mit ihm als Wunder erlebten. Diese Geschichten wurden in den Evangelien gesammelt, literarisch verdichtet und gedeutet, so weit, dass Matthäus und vor allem Lukas sogar von den besonderen Umständen der Geburt Jesu zu berichten wissen. Nicht, weil sie erzählen wollten, wie es gewesen ist, sondern weil sie – als Kinder ihrer Zeit – erzählen wollten, was die Geburt dieses Menschen für die Welt bedeutete. Die Evangelien erzählen Jesu Leben viermal, aus vier verschiedenen Perspektiven. Von Anfang an bilden persönliche Erfahrungen, starke Emotionen und Verstehen eine Einheit. Theologie entstand als Lebensform, nicht als Dogmatik.

Gott wird sichtbar

Man fragte vom Ende her zurück. Wenn es nach seinem Tod zu Begegnungen mit ihm kam, konnte er kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein. Die Jüngerinnen und Jünger blätterten in der Hebräischen Bibel und fanden Bezeichnungen, die sich auf Jesus übertragen ließen.¹⁰

Menschensohn: Nach einer Stelle im 7. Kapitel des Buches Daniel wird der Retter am Ende der Zeiten beschrieben wie ein »Sohn des Menschen«, der aus den Wolken kommt. Im Hebräischen und Aramäischen ist die Wendung »Sohn des ...« eine Gattungsbezeichnung. »Sohn des Menschen« heißt nichts anderes als »Mensch«. Doch mit der Zeit wurde im griechischen Sprachraum, wo man diese Ursprünge so genau nicht mehr kannte, daraus ein eigener Titel. So wird auch Jesus mehrmals als »Menschensohn« bezeichnet (z. B. Mt 24, 30 und Lk 6, 22).

Kyrios – Herr: Aus Ehrfurcht vor dem Namen Gottes wurde es im Judentum üblich, den Eigennamen, den Gott im hebräischen Text hat, nicht auszusprechen, sondern stattdessen »Adonai« = »Herr« zu lesen. Für jüdische Ohren ist also Gott selbst gemeint, wenn Jesus als der »Herr« bezeichnet wird (z. B. Mt 26, 22). Anders im hellenistischen (also griechischen) und römischen Bereich, wo »Kyrios« der Titel des Kaisers ist. Wenn Paulus an die Gemeinde in Korinth (in Griechenland) schreibt, dass niemand sagen kann »Jesus Christus ist der Herr«, außer wenn ihn der Heilige Geist dazu inspiriert (1. Kor 12, 3), dann ist das eine Kampfansage an die weltliche Obrigkeit: Nicht der Kaiser ist Herr unseres Lebens, sondern Jesus Christus.

Christus: Christus ist die griechische Übersetzung von Messias, zu Deutsch »Gesalbter«. Zur Inthronisation der Könige in Israel gehörte die Salbung durch einen Propheten. Damit waren alle Könige »Gesalbte«. Einer jedoch ragt aus der Reihe der Könige besonders hervor: David. Aus seinem Stammbaum soll der künftige Retter kommen (Jes 9, 1-6 und Jes 11, 1-5). Deshalb entstand eine »Messiaserwartung«, die allerdings in der Hebräischen Bibel so noch nicht bezeichnet wird. Erst in den Schriften, die zeitlich

zwischen der Hebräischen Bibel und dem Neuen Testament liegen, kommt eine ausdrückliche Messiaserwartung auf. Sie wird auf Jesus übertragen – Petrus bekennt: »Du bist der Christus« (Mt 16, 16).

Sohn Gottes: Am schwierigsten ist die Herkunft des Titels »Sohn Gottes« bzw. »Gottessohn« zu erklären. Zwar gibt es Belege, dass Könige als Sohn Gottes bezeichnet wurden (Ps 2, 7), aber dies war nie wörtlich gemeint. Auch die Anrede Gottes als Vater, die Jesus oft benutzte und die zu seiner Zeit geläufig war, bedeutete nicht, sich selbst im wörtlichen Sinne als Sohn Gottes zu verstehen. Im Gegenteil: Sich selbst als Sohn Gottes zu bezeichnen galt als Gotteslästerung, wie das Johannesevangelium in seinem Bericht von dem Prozess vor Pilatus hervorhebt (Joh 19, 7). Ob Jesus sich selbst so bezeichnet hat, wissen wir nicht. Auf jeden Fall tritt uns bei diesem Titel besonders deutlich entgegen, dass man in Jesus eine Person sah, die alle bekannten Traditionen und alle gängigen Erwartungen und Titel sprengte. Bei Markus ist es ein von Dämonen besessener Mann, der in Jesus den »Sohn des höchsten Gottes« erkennt, weil nur der die Macht habe, Dämonen auszutreiben (Mk 5, 7). An der schon erwähnten Stelle, als Petrus in Jesus den Messias erkennt, fügt er hinzu: »der Sohn des lebendigen Gottes« (Mt 16, 16).

So knüpfte man zur Deutung des Lebens, der Person und des Schicksals Jesu an die bekannten jüdischen Traditionen an und führte sie zu einem neuen und einzigartigen Verständnis Jesu weiter: Mit Jesus war Gott selbst in der Welt sichtbar geworden.

Der Geist als das Band der Liebe

Aber nicht nur Jesus wurde neu gedeutet. Vielmehr gab man nach und nach auch dem Geist Gottes eine eigene Rolle. An sich war die Rede von Gottes Geist nicht ungewöhnlich. So heißt es, der Geist (auf Hebräisch weiblich: die »Ruach«) schwebte bei der Schöpfung über den Wassern (1. Mose 1, 2). In einer Vision des Propheten Ezechiel kündigt Gott an, den Menschen an die Stelle ihres versteinerten Herzens ein Herz aus Fleisch und einen neuen Geist zu geben (Ez 36, 26f.). Und in einer Vision, in der vom Volk nur noch Totengebeine übrig geblieben sind, gibt Gott seinen Geist in die Skelette, die daraufhin wieder zum Leben erwachen (Ez 37; Luther übersetzt »Odem«, im hebräischen Original steht aber »Ruach«). Doch immer stärker wurde aus dem Geist Gottes ein – ja, was soll man sagen, ohne schon die späteren Streitigkeiten um die richtigen Worte vorwegzunehmen? – eigenes Wesen, eine eigene Person. Wie eng der Geist Gottes mit dem Herrschaftsanspruch Jesu als des Herrn der Welt verbunden wurde, kann man an der Stelle sehen, an der Paulus nach Korinth schreibt: Niemand kann sagen, Jesus ist der Kyrios, wenn es ihm nicht der Heilige Geist eingibt (1. Kor 12, 3). Der »Herr« und der »Geist« können sogar gleichgesetzt werden: »Der Herr ist der Geist« (2. Kor 3, 17). Neben die Sprachformen »Geist« und »Geist Gottes« tritt die neue und in der Hebräischen Bibel unbekannte Form »Heiliger Geist«.

Das Neue Testament gibt Einblick, wie in kurzer Zeit komplexe theologische Überlegungen entstanden. Immer mehr werden Vater, Sohn und Heiliger Geist formelhaft zusammengefasst. So in dem abschließenden Gruß des Paulus nach Korinth: »Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen« (2. Kor 13, 13).

Diese Grußformel wird heute häufig zu Beginn des Gottesdienstes oder vor der Predigt gesprochen. Bei der Taufe wird zitiert: »Gehet hin und taufet alle Völker auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes« (Mt 28, 19). Der Heilige Geist wurde gedeutet als das Band der Liebe, das Vater und Sohn verbindet. Er erstreckt sich über die ganze Welt und nimmt die Schöpfung mit in seine Liebe hinein.

Drei in Eins

Damit ist eines der schwierigsten Themen der Theologie überhaupt angesprochen: die sogenannte »Trinitätslehre«, zu Deutsch oft »Dreifaltigkeitslehre« genannt, wörtlich aber genauer übersetzt als »Dreieinigkeitslehre«. Dieses »Lehrstück« der Theologie dürfte dasjenige sein, mit dem sich Menschen, die den christlichen Glauben zu verstehen versuchen, am schwersten tun. An Gott glauben: Ja, das können viele mit ihren Gedanken, dass da irgendwie »etwas Höheres« sein muss, verbinden. Dass Jesus ein besonderer Mensch war, der von Liebe erzählt hat und dem wir nacheifern sollten: Auch das leuchtet vielen ein. Und dass es schließlich einen Geist gibt nach Art einer Gesinnung, die die Menschen verbindet und be-geistert, das kann man auch noch verstehen. Dass aber Gott zugleich Vater, Sohn und Heiliger Geist sein soll, da hört das Verständnis dann doch auf. Wie ist es zu dieser schwer verständlichen Aussage über Gott gekommen, er sei »drei in eins«?

Der Ausgangspunkt ist in der Erfahrung der Menschen zu suchen. Für die frühen Christen war es eine unmittelbare Erfahrung, dass Gott ihnen auf unterschiedliche Weise begegnete. Das ist so sel-

sam nicht, denn auch heute würden Menschen, die an Gott glauben, ihn je nach Situation unterschiedlich beschreiben und benennen. Wenn sie ein Neugeborenes im Arm halten, erscheint ihnen unmittelbar einleuchtend, dass Gott das Leben schenkt, also Vater und Schöpfer des Lebens ist. Wenn sie in einer tiefen Lebenskrise neue Kraft gefunden haben und dies mit Gott in Verbindung bringen, so erscheint ihnen Gott als ein Tröster oder Retter wie Jesus. Wenn sie die Erfahrung gemacht haben, dass Gott ihr Gebet für einen geliebten, schwer kranken Menschen erhört hat, dann fühlen sie sich mit Gott und diesem Menschen im Geist verbunden. So ähnlich kann man sich vorstellen, dass die ersten Anhänger Jesu ihre Begegnung mit dem Auferstandenen, den Trost in ihrer Niedergeschlagenheit über seinen Tod, die Begeisterung über Gottes Gegenwart in ihrem Leben in diesen drei Namen als Vater, Sohn und Heiliger Geist wiederfanden. Die unendliche Fülle von Gotteserfahrungen, die Menschen (bis heute) machen, wurde zusammengefasst in drei Namen für Gott.

Kompliziert bleibt es dennoch. Zunächst ging es um die Frage, wie Gott und Jesus sich zueinander verhalten. War Jesus zuerst Mensch und dann auch noch göttlich? Oder war er eher so etwas wie ein Gott, der Menschengestalt angenommen hatte? Erbittert wurde um die korrekten Formulierungen gerungen. Dabei musste man sich der Begriffe der Philosophien der damaligen Zeit bedienen, denn andere hatte man nicht. Gleichzeitig passten sie aber nicht genau, sodass man sie doch nicht einfach unkommentiert benutzen konnte. Über dem Ringen um die richtige »Christologie« kam es zu heftigen Kämpfen zwischen verschiedenen Regionen der jungen Kirche, besonders zwischen den Bischofsitzen von Antiochia und Alexandria. Aber auch die Machtpolitik der Kaiser und Bischöfe kam hinzu. Im Jahre 429 kam es in Ephe-

sus zu einer Synode, die wegen der Tumulte als Prügel- oder Räubersynode in die Geschichte eingegangen ist. Es traten gekaufte Schläger auf, die die Abstimmung beeinflussen sollten. Heute kann man sich nur noch schwer vorstellen, dass eine Frage, die uns so schwer verständlich erscheint und deshalb ziemlich kalt lässt, so sehr die Gemüter erhitzte. Schließlich einigte man sich im Jahre 451 auf einem Konzil in Chalkedon (in der heutigen Türkei) auf folgende Formulierungen:

Jesus hatte einen eigenen Leib und eine eigene »Vernunftseele«, war aber mit dem Vater »wesensgleich«. Er war »wahrer Mensch und wahrer Gott«. Seine beiden »Naturen«, die menschliche und die göttliche, waren in ihm »unvermischt, unverändert, ungeteilt und ungetrennt«.

Diese seltsame Reihe von »un-Adjektiven« zeigt, dass man darauf verzichtete, positiv und konkret zu sagen, wie man sich das Verhältnis von Jesus und Gott vorstellen könne. Man *beschrieb* das Geheimnis, versuchte aber nicht, es zu *erklären*. In ihrer Balance muten die Adjektive fast mathematisch an. Aber am besten versteht man sie, wenn man in ihnen nicht den Versuch einer mathematisch exakten Vermessung Gottes sieht, sondern die ehrfürchtige Einsicht in die Grenzen unseres menschlichen Denkens.

Parallel zur Christologie stritt man über die Rolle des Heiligen Geistes. Bereits auf dem Konzil von Konstantinopel 381 hatte man das Glaubensbekenntnis um einen dritten Teil zum Heiligen Geist ergänzt. Nachdem man für die beiden Naturen Christi passende Begriffe gefunden hatte, war der Schritt zur Einigung über die Trinitätslehre nicht mehr weit: Vater, Sohn und Heiliger

Geist sind drei »Personen«, aber ein »Wesen«. »Person« darf man dabei nicht im modernen Sinne als ein individuelles Subjekt verstehen. Es hilft, sich die Herkunft des lateinischen Wortes klarzumachen, das nämlich von per-sonare = durch-tönen herkommt und sich auf die »Maske« bezieht, die Schauspieler in der Antike zur Verkörperung ihrer Rollen trugen. Damit soll nicht gesagt werden, dass Gott sich »maskiert«, vielmehr wird das Bild aus dem Theater als Verständnishilfe benutzt: So, wie dieselbe Person im Theater verschiedene Rollen wahrnimmt, begegnet der eine Gott den Menschen in verschiedenen »Personen«. Gott ist in den Personen »Jesus« und »Geist« wirklich unter uns da. Auch hier gilt: Alle menschlichen Begriffe sind Annäherungen an Gott, aber keine exakten Vermessungen seines Geheimnisses.

Ist Theologie dann doch eine Frage von richtig und falsch, eine kirchliche Lehre, die mit Autorität verkündet wird und zu glauben ist? Dieser Gedanke kann nach so vielen Kämpfen um richtige Formulierungen aufkommen. In der Geschichte der Kirchen – hier bewusst im Plural – spielten Lehrfragen eine zentrale Rolle für ihre Identitäten und die Abgrenzung untereinander. Bis heute werden auch evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer bei ihrer Ordination auf die jeweiligen Lehrgrundlagen ihrer Kirchen verpflichtet. Von daher ist es nachvollziehbar, wenn Theologie mit Lehre, Autorität, Dogma und Ordnung in Verbindung gebracht wird. Aber das ist nur *eine* Seite. Gleichzeitig gilt in den evangelischen Kirchen die »Freiheit eines Christenmenschen«. Niemand muss die überlieferten Formeln für sich annehmen. Und das ist gerade *keine* Beliebigkeit oder Nachlässigkeit, sondern Ehrfurcht vor den Grenzen menschlichen Verstehens. Die Theologie begann im Plural und ist anders als im Plural nicht zu haben. Das spricht nicht gegen sie, sondern für ihre Lebendigkeit.